

## Kriegsnöthe im Anstruthal in den Jahren 1812 und 1813.

Nach handschriftlichen Aufzeichnungen von Lehrer Friedr. Hälle.

(Schluß.)

Da hieß es, der Schulze, worauf ich drei Kantschuhstiche vom Obersten bekam, wofür ich noch heutigen Tages demselben den Dank schuldig bin. Dieser Herr hatte auch viele Bauern mit ihren Pferden aus den Nachbardörfern mit. Namentlich ritten die Franzosen oft und es wurde nicht mehr an uns gedacht, worüber wir uns aber nicht ärgerten. Die Franzosen zogen von hier nach Merseburg, wobei sie noch überall in den Dörfern den Bauern die Pferde hablen.\*

Da nun die Enten eingefahren war, so benutzten dies jedoch die Franzosen, um neue, ungeheure Lieferungen von den Bauern zu verlangen.

Am 1. Oktober brachte ein Bote vom Rittergut Zschepitz einen Mameluten mit der Nachricht: „Nach Verfall dieses Tagessatzes auf die Hufe 6 Scheffel Hafer, 2 Centner Hen, 20 Pfund Brot und außer dem eine Kuh zu liefern. Wenn diese Lieferung nicht sogleich erfolge, so solle das Dorf auszurauert werden. Es war ein strenger Befehl und wir lieferten einwilligen nur 2 Scheffel Hafer, 2 Centner Hen und 20 Pfund Brot auf die Hufe. Es wurde dieselbe Nacht auch bei vielen gedroschen und dadurch diese Lieferung mit Tagesanbruch zusammengebracht und abgeliefert. Wir konnten die Lieferung nicht ganz auf den Wagen unterbringen, sondern es mußte noch Hafer auf Schubkarren nachgeliefert werden. Als wir durch den Wald vor Zschepitz kamen, empfingen uns zwei Reiter und führten uns zu einem Offizier, der mit einem starken Bittel vor dem Dorfe hielt und mich scharf examinierte. Da ich aber sagte, ich bräute Fournage fürs französische Lager, so ließ er uns passieren. Unsere Wagen sahen aus wie Rittergut, wo ein General lag. Bei dem mußten wir uns mit der Befragung melden. Ich erhielt Anweisung, den Berg hinunter zu fahren an die Mühle. Da ich nun auf den Berg kam, auch Gott, was mußte ich da erblicken. Mein Auge sah, wozu ich auch blinde, nichts als französische Reiter: Husaren, Mameluten, Chasseurs, Dragoner, kurz, alle Sorten Reiterei lagerten auf den Wiesen und in den Weinbergen sah man die schrecklichen Folgen des Krieges. Unsere Wagen waren abgedehnt. Da bekamen wir sogleich bei der Wagen ein Kommando von drei Husaren und zwei Mameluten, um sofort zurückzufahren und noch einmal 2 Scheffel Hafer, 2 Centner Hen, 20 Pfund Brot zu liefern. Dabei ging auch das Kommando nicht eher ab, bis die Lieferung erfolgt war. Es wurden also an demselben Tage ins französische Lager abgeliefert: 124 Scheffel Hafer, 124 Centner Hen, 120 Pfund Brot und eine Kuh für 23 Thaler; auch verloren wir alle Säde. Diese Lieferung war für die Gemeinde sehr drückend.“

Von den Vorgängen an dem ebenfalls Kriegsschauplatz mußte man in unserem obgelegenen Dörfchen wenig; so hatte man auch mehrere Tage länger noch nichts von der Schlacht bei Leipzig erfahren. Nur Schanzarbeiten, die an diesem Tage von Weisenfels, das von den Dörfleuten beehrt war, zurückzuführen, berichteten, daß die Dörfleuten sehr unruhig geworden wären, und darum auch alle Schanzarbeiter zurückgeschickt hätten. Nach der Schlacht bei Leipzig brannten nun die Dörfleuter die Brücken bei Weisenfels und Freiburg ab. Die Flucht der Franzosen ging zum größten Theil über Freiburg und Saucha. Franzosen, Kosaken und Dörfleuter zeigten sich hier in buntem Durcheinander. Die Rollen waren jetzt gewechselt. Die Franzosen waren jetzt froh, wenn sie nur etwas zu essen von den Bauern bekamen, während die Kosaken und Dörfleuter zeigten, daß ihre frühere Bedenkenheit nur durch die Umstände erzwungen war. Täglich fanden sich auch Schanzmittel statt zwischen Franzosen und Kosaken. Eins derselben erzählt unter Berücksichtigung in folgender Weise:

Am 20. Oktober früh 10 Uhr trafen in Saucha 400 Mann Kosaken ein und besetzten die Thore und die Brücke. Um 2 Uhr zeigten sich auf den jenseitigen Höhen französische Vorposten, diese zogen bis ziemlich nach Saucha. Dieweil das die Kosaken in Saucha saßen, streckten sie die Brücke in Brand. Inzwischen nun die Brücke in vollen Flammen kam, kam noch ein zweiter Haufen Kosaken in Saucha an. Sogleich wurde die Brücke wieder gelöscht; denn auf der andern Seite kamen nach Saucha zu 60 Mann französischer Kavallerie. In vollem Zagen ritten nun die Kosaken über die Brücke über auf die Franzosen zu. Doch diese verteidigten sich gar nicht erst, sondern ergriffen sogleich die Flucht, wobei die Kosaken einen Gefangenen machten. Da das die Franzosen sahen, die den Berg herunter kamen, zogen auch diese wieder den Berg hinauf und die Kosaken folgten ihnen. Es dauerte aber nicht lange, so führten sie in voller Hast wieder den Berg hinunter, erfolgt vorlag von den jetzt stärkeren Franzosen. Kaum waren sie über die Laucher Anstruthal, so fing auch diese wieder an zu brennen. Die französische Kavallerie näherte sich nun langsam der brennenden Brücke, wobei die Kosaken sie fortwährend beschossen. Plötzlich

erschienen noch 40 Mann französischer Infanterie, die sich unter den Dammbrücken postirten und von hier aus heftig feuerten. Auf einmal kamen dieselben unter den Dammbrücken vor und warflichten auf den Damm unter Trommelwirbel und ununterbrochenem Gewehrfeuer der brennenden Brücke zu. Je näher sie kamen, desto geschwinder schlug der Tambour. Bei der Brücke angekommen, wurde noch einmal abgefeuert und dann mit Sturmläufen über die Brücke nach der Stadt gerollt, wo die Franzosen nach einem kurzen Widerstand die Kosaken aus der Stadt trieben. Alle diese Dinge habe ich selbst von einer Anhöhe bei Saucha aus gesehen.“

Doch diese Reiter in solchen Zellen gefährlich war, sollten ihm die Ereignisse des nächsten Tages zeigen.

Am 21. Oktober ging ich früh um 8 Uhr nach Saucha um zu sehen, wie es dort ausfiel. Doch war dort kein Soldat zu sehen und zu hören. Ich verwelte mich deshalb nicht lange. Dieweil ich nun vor die Stadt kam, hörte ich den Donner der Kanonen bei Köben. Da kamen zwei Franzosen die Stadtmauer heraufgeritten auf mich zu und fragten mich, ob Kosaken hier wären und wo sie seien. Ich antwortete, es wären keine Kosaken hier. Am vorigen Tage wären welche hier gewesen, doch die seien nach Blößen zurückgeblieben, was ich ihnen auch zeigte. Da sagte der Offizier: „Mach mit, Bot!“ Ich machte dagegen Einwendungen, sagte, daß ich nicht aus Saucha wäre und daß, mich hiermit zu versehen. Es half aber alles nichts. Der Offizier ergriff mich am Kote und ich mußte mit nach Blößen zu wandern. Der Offizier sprach sehr gut deutsch. Er behandelte mich sehr gut und befragte mich nach verschiedenen, worüber ich ihn Auskunft ertheilte. Er fragte mich auch über den Weg nach Edartsberga und nach den Dörfleuten, welche man passieren mußte, welches ich ihm auch Alles treulich berichtete, da ich glaubte, er würde mich dann um so eher ziehen lassen. Er schenkte mir öfter guten Brantwein und war sehr freundlich, so daß ich glaubte, schon in Blößen loszukommen. Aber dort war kein Mensch zu sehen und so mußte ich noch weiter mit. Dabei donnerten unaufhörlich in der Ferne die Geschütze, aber es war so dicker Nebel, daß man keine Soldaten weiter sah. Als wir nun ins nächste Dorf kamen, bat ich den Offizier, mich loszulassen und einen andern Boten mitzunehmen, denn es standen Bauern genug vor dem Dorfe. Er antwortete mir aber kein Wort. Als wir nun hinliefen, that er dierähnlichen Fragen wegen der Kosaken und erhielt die Antwort, dieselben wären seit zwei Stunden fort. Ich aber wurde bei dem Hofe festgehalten und mußte weiter mitspazieren. Ich lamentirte, mich zu entlassen, fand aber kein Gehör. Im nächsten Orte that der Offizier dieselben Fragen und erhielt die Antwort, die Kosaken seien eine Stunde fort. Jetzt war mir nicht mehr so wohl zu Muthe als vor Saucha aus. Doch kamen wir glücklich ins nächste Dorf, wo man uns sagte, daß die Kosaken noch vor einer halben Stunde hier gewesen seien und daß sie nach Edartsberga seien. Ich aber mußte mich bequemen, für diese Herren den Boten bis Edartsberga zu machen. Das Herz klopfte in mir wie ein Hammer und meine Angst war groß, weil wir ja den 200 Kosaken immer näher auf die Spur kamen, wie uns die Bauern berichteten. Stelle ich aber dem Offizier die Gefahr vor, so sagte er, ich sollte mich nicht kümmern, es läte keine Gefahr. Ich konnte auch ihre Pflicht nicht erfüllen, nur das konnte ich mir denken, daß dieselben recognosizierten, und hätten uns die Kosaken zu Gesicht bekommen, so hätten die beiden die Flucht ergriffen und mich einem traurigen Schicksal überlassen. Endlich trafen wir in Edartsberga ein, wo wir viele Franzosen trafen. Ich entwich die Weiden und elte sogleich aus der Stadt. Aber was für einen Schrecken hatte ich, als ich mich umlag und dicht hinter mich die beiden Franzosen herkamen. Doch ritten sie an mir vorüber nach Köben zu und ich war frei. Sobald ich vor die Stadt kam, elte ich nach links von der Ehehaufe ab und drückte mich am Holze weg. Ich sah die Gatschfuß, sobald mich ein Soldat zu Gesicht bekäme, sogleich ins Holz zu fliehen. Die Ehehaufe war überall mit Franzosen bedeckt und ihre Flucht ging immer nach Edartsberga zu, auch dauerte die Kanonade bei Köben noch anhaltend fort. Unterwegs sah ich überall die traurigen Folgen der Kette. Hier kamen Franzosen mit und ohne Gewehr, Infanterie und Kavallerie, alles unermüdet. Dieselben brachten Kühe, Kälber, Schafe und auch sogar Regen mit. Ich konnte kaum über die Wurfersöder-Sträße, wo eine große Kolonne französischer Kavallerie im Anmarsch war. Als ich wieder nahe bei Blößen war, kamen 8 französische Offiziere. Sie fragten, ob die Franzosen in Ordnung oder Unordnung zurückzögen, und ich sagte, in Ordnung. Da ritten sie weiter und ich stieg den Berg hinauf. Das ganze Thal bis Saucha war mit Franzosen angefüllt. Als ich an den Weg von Saucha kam, mußte ich lange warten, bis 400 Mann französischer Reiter vorüber waren. Endlich um 4 Uhr traf ich wieder in Kirchschöden ein. Meine Frau und die Kinder waren in großer Angst und die Bauern schimpften, wo ich denn sei? Ich gehörte bei solchen Zeiten ins Dorf, denn es war wieder Einquartierung da. Das Schicksal habe ich aber meinen Eltern zur Warnung aufgezeichnet, in Kriegszelten keinem Soldaten

zu nahe zu treten. Es ist auch besser, man spricht bei solcher Gelegenheit weniger als man weiß. Sätze ich nicht die Wahrheit gesagt, so hätte man mich nicht als Boten gebrauchen können.“

Wie schon gesagt, behandelten auch die Preußen, Dörfleuter und Russen die Bauern schlecht, war doch das Sachsendorf für sie Feindesland. Seber Tag, der anbrach, brachte auch neue Auftritte und man lebte in banger Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten. Vom 20. bis zum 25. Oktober war jeder Ort in Gefahr. Wo man nur das Auge hinwandte, sah man auf allen Wegen frühmorgens bis Nachts Soldaten marschiren. Ganze Herden Schafe und Rindvieh trugen dieselben mit. Das ungedroschene Getreide wurde aus den Scheunen in das Wiaak getragen und verwehrt; Haus- und Ackergeräte wurden verbrannt und ruiniert. Die Einwohner aus den Dörfern hatten größtentheils ihre Wohnungen verlassen, um sich keinen Mißhandlungen und Gewaltthatigkeiten weiter auszuliefern. Es war von allen Seiten her Welken und Klagen und es hatte das Ansehen, als ob Alles zu Grunde gehen sollte. Zwar unter Dorf wurde nicht so hart betroffen wie die anderen Dörfleuten, dieweil wir von keiner Armee ein Wiaak erlitten, auch konnten wir jeden Tag die Einquartierung geblüh unterbringen.“

Daß das Dorf „erhältnißmäßig so gut wegkam, lag nicht zum Wenigsten an unermesslichen, der durch die Ereignisse gewöhnt, die Obersten äußerst geschickt behandelte, und der auch jetzt im Douceurgeben nicht mehr so schwerfällig war, wenn es galt, doch größere Schäden abzuwenden. So kamen einst zwei preussische Sulkaren und verlangten sofort eine Lieferung von 10 Kühen und 20 Eimern Brantwein. Doch ließen sie sich mit 20 Thalern „Douceur“ abfinden, „statteten jedoch dafür keinen Dank ab.“

Am 24. Oktober früh stellte sich ein Kommando russischer Infanterie ein. Der Offizier verlangte Pferde und 600 Brode. Die Pferde wurden verweigert. Darauf kommandirte der Offizier seine Soldaten in die Häuser, um die Pferde zu suchen, aber sie fanden keine und brachten nur ein Kind mit. Wir schafften ihnen auch 80 Brode, jedes 5 bis 6 Pfund schwer. Der russische Offizier war mit seinen Leuten vor dem Wachauplatz aufmarschirt. Er sprach wenig deutsch. Es wurden demselben Weintrauben und ein Stück Schinken präsentiert, was derselbe auch mit größter Höflichkeit annahm. Darum war er auch mit 80 Broden zufrieden. Die Soldaten, die ins Dorf kommandirt waren, stellten sich auch nach und nach wieder ein. Einer hatte einem Bauern die Stiefeln von den Weiden gegogen. Derselbe kam in den Straßen vor das Wachauplatz und sagte es dem Offizier. Zwei Kosaken mußten sogleich den Dieb suchen. Er wurde gefunden und dem Offizier mit den Stiefeln vorgeführt. Er bekam zum Lohn eine Karthe Diebe mit der bloßen Klinge. Hiermit zogen die Käpfe ab. Ich möchte auch noch mittheilen, wogor wir gleich das Brot hatten. Die Gemeinde hatte 40 Centner Mehl gemalmelt. Da mußten nun jede Nacht 3 bis 4 Mann Brot backen. Dieses Brot wurde nachher in die kleinsten Hüter geschafft und wenn wir dann Brot brauchten, so hatten wir gleich genug, denn in diesen Häusern lüchten es die Soldaten am wenigsten.“

Vom 24 bis 29. Oktober lagen außer vielen anderen in dem Dorfe 74 Mann Kavallerie mit 174 Pferden. Bei dieser Gelegenheit wurden die Bauern für eine gute That aus dem Unglücksjahr 1806 belohnt.

Der Schulze erzählt darüber:

„Das Betragen dieser Truppen war sehr gut, und das hatten wir einem alten Wachauplatz zu verdanken. Derselbe war im Jahre 1806 ins Dorf zu dem Wäcker (Thierisch) gekommen. Derselbe war sehr gut aufgenommen und verpflegt worden. Man hatte ihm auch andere Kleider gegeben, so daß er keine Reise nach einigen Tagen hatte fortsetzen können. Dies hatte der Wachauplatz genau gemerkt und ließ dem ganzen Dorfe wegen der erzeigten Wohlthat viel Gutes zukommen. Unter der Einquartierung hielt er gute Mannesucht und durch ihn behielten wir auch unsere Pferde, denn es war den Preußen verrathen worden, wo die Pferde versteckt waren. Da wurde mir nun von dem Wachauplatz mitgetheilt, wir sollten unsere Pferde sogleich in andere Verstecke bringen, damit er, wenn er käme, keine finden könne.“

Zum Schluß möge noch die Summe sämmtlicher Lieferungen und Steuern angegeben werden, welche die Kriegsführen nach den Aufzeichnungen des Schulzen vom März 1812 bis zum Februar 1814 aus dem Dörfchen herausprekten. An baarem Gelde mußte Kirchschöden bezahlen 1723 Thaler; für Fußren und dabei verloren angegangene Pferde und Wagen bezahlte die Gemeinde 567 Thaler. Außerdem lieferte das Dorf 61 Centner und noch 4 Schock Stro, 358 Centner Hen, 266 Scheffel Hafer, 61 Scheffel Kartoffeln, 1419 Pfund Brot, 42 Scheffel Korn, 24 Centner Roggenmehl, 2 Eimer Brantwein für 27 1/2 Thaler, 5 Pferde und 8 Kühe für 355 Thaler, dazu viele Säule und Hüner.

\*) Er war der Vater von dem Dichter des Breuenliedes, dem Kaiserhüter Gymnasiallehrer Dr. Bernhard Thierisch. Eine einfache Beerdigung in Dorfe weist darauf hin.

## Der Liebesroman Lucien Bonapartes.

Der vor Kurzem erfolgte Tod des Prinzen Lucien Bonaparte ruft die romantische Lebens- und Liebesgeschichte seines Vaters in Erinnerung, der gleichfalls den Namen Bonaparte trug und der jüngste Bruder des großen Napoleon war. Prinz Lucien Bonaparte (der Vater) war zweimal verheiratet; zuerst mit Cathérine Boyer, einer kleinen Provenzalin, Tochter eines Gastwirthes, die er, nachdem sie ihm zwei Kinder geschenkt, durch frühzeitigen Tod verlor; und hierauf mit Alexandrine de Bleschamps, verwitwete Zoubertin, die er entgegen dem formellen Willen des Kaisers zu seiner Gattin gemacht und mit der er seine Kindererziehung auf die runde Ziffer von zehn ergänzte. Diese zweite Ehe des Prinzen Lucien bildet eine der seltsamsten Epochen aus der intimen Geschichte des ersten Kaiserreichs. Nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire hatte Napoleon die Absicht, Lucien zu verheirathen; er hatte für ihn Marie Louise ausgewählt, dritte Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, Wittve Ludwig's I., Königs von Etrurien. Die denkwürdige Unterredung, in welcher der erste Konful seinen Bruder von dieser für ihn in Aussicht genommene, gewiß nicht üblen Partie Mitteilung machte, ist im Wortlaut überliefert. Joseph, der ältere Bruder, derselbe, welcher König von Spanien werden sollte, wohnt dem Gespräch bei. Napoleon begann in kameradschaftlich-vertraulicher Weise, machte allerlei Witze und redete die beiden Brüder mit ihren Liebesabenteuern. Unmäßiglich ging er von dem scherzenden Tone ab und kam auf das eigentliche Thema zu sprechen. Er habe Lucien kommen lassen, um ihm eine Heirat vorzuschlagen; eine Königs-Tochter, nichts mehr und nichts weniger, als die Königin von Etrurien; Talleyrand habe sie darüber ausgehört; sie verlange gar nichts Besseres. „Aber,“ meinte Lucien etwas verlegen, „es hätte man doch eigentlich mich darüber anzuholen sollen; es scheint mir, daß wenn ich verheiratet werden soll, es wenigstens...“ „Gewiß! Gewiß!...“ „Aber wenn du erst die näheren Umstände kennen wirst, wirst du keinen Augenblick mehr zögern.“ Und ohne sich von den zunächst sich nähernden Einwendungen seines Bruders stören zu lassen, fuhr der erste Konful fort: „Die Antwort der Königin ist so schmeichelhaft als man erwarten durfte... Sie hat gesagt — und das sind ihre eigenen Worte — daß der Senator Lucien Bonaparte einer der liebenswürdigsten Kavaliere ist, welche sie kennt, und daß sie sogar für ihn die lieblichsten Empfehlungen hegt... Was denkt Bruder Joseph darüber?“ „Eh! Eh! Man wird ja sehen,“ meinte Bruder Joseph, der sich in diese gefährliche Geschichte nicht einlassen will. Und die Unterredung nimmt ihren weiteren Verlauf. Napoleon besteht auf seinem Plan, Lucien verheirathet sich aus Lebenskräften und holt alle Einwände her, die sich nur ergo finden lassen; endlich, in seine letzte Verthagung zurückgedrängt, ruft er verzweifelt aus: „Aber sie ist häßlich, Ihre Königin!“ — „Ah ah!“ erwidert Napoleon, „unser legitimen Frauen brauchen nicht schön zu sein, dazu sind unsere Waitressen da!“ Der unglückliche Lucien stieg nunmehr in seiner Herzangst ein Wort von epischer Grobhartigkeit hervor: „Sie wissen recht wohl, daß ich Republikaner bin, und daß allein aus diesem Grunde eine Königin nicht mein Fall ist.“ Ueber diesen Ausbruch gereth der jähzornige Diktator in Hitze und schickte Lucien heim, indem er ihm drei Tage Bedenkzeit gab. Das war also ein Heirathsbefehl, und ein höchst formeller. Aber Lucien nahm sich nicht die Mühe zu gehorchen, und er hatte dafür einen ausgezeichneten Grund: er war bereits verheiratet. Im Frühling des Jahres 1802 hatte er auf einem Feste die Bekanntschaft von Marie Alexandrine de Bleschamps gemacht. Wittve des kurz vorher in San Domingo verstorbenen Bankiers Zoubertin. Sie war zwelundzwanzig Jahre alt, außerordentlich schön und er hatte sie heimlich geheiratet. Ein Brief, der Napoleon verrätherisch in die Hände gespielt wurde, verrieth diesem das große Geheimniß. Eines Nachts, als Lucien friedlich schlief, weckte man ihn auf und kündete ihm einen nächtlichen Besuch an. Es war Murat, der in großer Uniform ankam und eine Bottschaft des Herrn und Meisters zu überbringen hatte. Murat erzählte, was vorgefallen war. Am Abend fand großes Concert statt. Während eines Duo's zwischen Waldhorn und Clarin, der der verätherrliche Brief dem ersten Konful zugeleitet worden. Kaum hatte dieser die ersten Zeilen gelesen, als er aufsprang und mit einer vor Wuth hellere Stimme befahl, daß die Musik aufhören und die Zuhörerlichkeit sich entfernen sollte. Während er seine Gattin verabschiedete, rief er ein über das andere Mal aus: „Glauben Sie, daß er ein über das andere hat?“ Hierauf stieg er in sein Arbeitszimmer hinauf, begann mehrere Briefe zu schreiben, die er wieder zerriß, und entschloß sich am Ende dazu, Murat zu schicken. Lucien hörte all' das kasperl föhlt mit an. Als Murat geendet hatte, sagte er: „Antwort meinem Bruder, daß ich untröstlich bin, wenn ihm meine Heirat nicht paßt, daß sie aber mit paßt und daß ich dabei bleibe.“ Am nächsten Morgen neuer Botschafter. Diesmal war es Cambaceres. Lucien machte sich über ihn lustig. Und nicht nur über ihn, sondern auch über seinen furchtbaren Bruder machte er sich lustig, indem er, um ihn in Wuth zu bringen, seine schöne Frau obhisslich überall zur Schau stellte, auf den Ballen, in den Theatern, und selbst bei einem großen Volksfeste, wo die Parterre ihm eine Ovation bereiteten. Der erste Konful befand sich im Zustande unangenehmer Jorues. Bedrohliche Symptome verriethen das Schick der jungen Eheleute, und es wurde zweifellos, daß sie ein gefährliches Spiel spielten. Eine finstere Zeit brach an, in welcher der Tod des Herzogs von Enghien das schrecklichste Ereigniß bildete. Als

Lucien davon erfuhr, sagte er: „Er hat Blut geleckt, machen wir uns aus dem Staube!“ Und sie reisten ab. Sie gingen nach Italien. Einmal traf in Rom ein Brief von Talleyrand ein, welcher die Bedingung des Kaisers formulierte: „Da Sie Ihre Frau lieben, wird er Ihnen nothgedrungen weichen, sie als Waitresse zu behalten, natürlich mit dem Vorbehalt, daß sie die nöthige Keuscheit und Decenz beobachten.“ Für Talleyrand, dem ehemaligen Bischof, war das etwas hart. Lucien antwortete: „Mein Herr! Ich achte in Ihnen den Minister des Kaisers, aber unsere Seelen verstehen sich nicht.“ Im Jahre 1807, als Napoleon gerade ein neues Europa machte, und dazu Könige brauchte, dachte er an Lucien. Er kam nach Italien und hatte mit seinem Bruder eine Zusammenkunft in Mantua. Er bot dem unbescheidenen Bräutigam an, was er wollte: Neapel oder Spanien, je nach Wahl. Sein Alexandrine de Bleschamps würde man, wenn sie erst einmal verheiratet sei, eine Herzogin von Parma machen. Lucien dachte eine Sekunde nach. Hierauf sprach er: „Sire, lassen sie sich sagen, daß selbst Ihr schönes Frankreich mich nicht in Verlockung bringen würde.“ Diesmal kannte der Jörn Napoleons keine Grenzen mehr. Lucien wurde aus Rom verbannt und bald darauf aus dem ganzen französischen Kaiserreich. Er starb im Jahre 1840 in Italien. Seine Wittve überlebte ihn um 15 Jahre. Man hat von ihr gesagt, daß sie die einzige Wittve in Europa gewesen, welche von Napoleon niemals besucht worden sei.

## Kritische Tage.

Im Sonntagsblatt des „Frankfurter Journals“ vom 14. December 1890 befindet sich ein Aufsatz von Dr. G. Stadthagen, in welchem die falschen Prophezeiungen einer durchaus zutreffenden, wenn auch abfälligen Kritik unterworfen werden. Da vor einiger Zeit Herr Falb selbst in Frankfurt einen langen Vortrag über seine Hypothese gehalten hat und da es ihm vielleicht geglikt ist, für seine Hypothese Anhänger zu erwerben, so würde es gewiß sehr zweckmäßig sein, die damaligen Ausführungen von Dr. Stadthagen von Neuem abzuveröffentlichen. Wenn nun auch der Unterzeichnete jetzt auf die falschen Prophezeiungen oder auf seine „kritischen Tage“ etwas näher eingeht, so wird er dazu veranlaßt durch einige Erfahrungen, die er in Bezug auf die Ausbreitung des Glaubens an den Werth jener Prophezeiungen gemacht hat. Als ich vor zwei Jahren auf einer Reise nach Südtirol auch nach Dolbach kam, sahen in meiner Nähe im Gasthause einige Wiener Familien, die sich sehr lebhaft über ihre Reiseerlebnisse unterhielten. Unter Anderem erzählte da eine ältere Dame, daß sie schon am vergangenen Sonnabend von Wien habe abreisen wollen, die Koffer seien bereits gepackt gewesen, selbst die Fahrkarte habe sie schon gelöst gehabt; da habe sie erfahren, daß dieser Sonnabend ein „Falbtag“ (d. h. ein kritischer Tag), sei und daraufhin habe sie ihre Abreise um einige Tage verschoben. Es wäre ja an diesem Tage nichts vorgefallen, man hätte das aber doch nicht wissen können. Es scheint hiernach, als ob in Wien der Glaube an die Bedeutung der kritischen Tage in das bürgerliche Leben eingetreten beginne. Mitte October dieses Jahres kehrte ich von meiner Reise nach Nordamerika nach Deutschland zurück. Die ersten Tage des Aufenthalts am dem Dampfer waren wunderöhl. Bel herrschte milde Luft und meist klarem Himmel war es fast völlig windstill. Die Passagiere freuten sich des herrlichen Wetters, nur der Kapitän des Schiffes machte ein bedenkliches Gesicht und sagte, der bevorstehende 17. October sei ein kritischer Tag 1. Ordnung und der 18. October ebenso wie der 16. und ebenso wie der 18. und 19. October ohne Sturm, es war ein prächtiger Tag; erst am 21. October trat Sturm ein. Als wir dem Kapitän sagten, wenn zufällig am 17. October Sturm eingetreten wäre, dann hätte man dem kritischen Tag 1. Ordnung die Schuld zugehoben, dann hätte Falb richtig prophezeit und sein Voh wohl laut verstanden worden, wurde dies anerkannt, aber dabei bemerkt, man könne ja nicht wissen, ob nicht vielleicht etwa im Japanischen Meer ein Sturm gewesen sei. Ich sah aus diesem Vorgang, daß selbst ein Mann, der mit meteorologischen Verhältnissen so viel zu thun hat, wie ein Kapitän, für die falschen Prophezeiungen und für den Glauben an dessen kritische Tage, sowie an dessen Hypothese gewonnen ist, deren Richtigkeit von allen Männern der Wissenschaft auf das Allerentsehendeste bestritten wird. Nun liegt der Erfolg, den die falsche Hypothese bei der großen Menge erlangen hat, gewiß darin, daß jedes Mal, wenn an einem kritischen Tage, oder zwei Tage vor oder nachher irgend ein Erdbeben, ein Sturm oder ein heftiges Gewitter eingetreten ist, in allen Zeitungen, welche Falb unterstützen, ein Erdbebenbericht erhoben wird, so daß alle Welt erfährt, daß Falb Recht gehabt habe; wenn ein kritischer Tag ohne solche Ereignisse vorübergeht, oder wenn sie an Tagen stattfinden, die weit von kritischen Tagen entfernt sind, diese Thatfache verschwiegen wird. Unter solchen Umständen ist es doch die Pflicht derjenigen, welche die falsche Hypothese nicht für richtig halten, von Zeit zu Zeit das Publikum darauf aufmerksam zu machen, wie oft Stürme und Erdbeben an nicht kritischen Tagen stattfinden und wie oft die kritischen Tage ohne solche Ereignisse vorübergehen. Dies ist nun vor Kurzem mehrfach geschehen und ich möchte deshalb, so lange noch die Erinnerung an diese Thatfachen noch die betreffenden Nachrichten etwas höher hängen, vor einigen Tagen erschien in allen Zeitungen folgende Depesche: London, 6 November. Die hiesige japanische Weltanschauung theilt folgende für zugegangene Depesche mit: Bei dem Erdbeben am 28. October in den Verwaltungs-

bezirken Aichi und Gifu kamen 6500 Personen ums Leben, 9000 Personen sind verwundet. Die Zahl der zerstörten Häuser wird auf 75000, die der beschädigten auf 1200 angegeben. Man sollte denken, daß ein so furchtbares Erdbeben mit einem kritischen Tage in Verbindung stehen müsse. Sieht man in Falb's Kalender nach, dann ist der 28. October ein ganz ungefährlcher Tag. Der vorhergehende kritische Tag 1. Ordnung fiel auf den 17. October, an dem nicht einmal ein kleiner Sturm stattfand, wie wir oben mitgetheilt haben. Der nächste folgende kritische Tag 2. Ordnung fiel auf den 1. November, das ist der vierte Tag nach dem Erdbebenstag. Er kam also auch nicht an dem Unglück Schuld sein. Wenn nun Jemand in Japan, um dem gefährlichen kritischen Tage 1. Ordnung, dem 17. October, aus dem Wege zu gehen, seine Reise um 8 bis 10 Tage verschoben hätte, so wäre er, wie man zu erwarten pflegt, gründlich hineingefallen. Unter dem 10. November wurde aus Kalluta berichtet: „Nach einer Meldung des Bureau Reuters hat der Gylson, durch welchen das Kriegsschiff „Entreprise“ unterwegs, auf den Andamanen Inseln schweren Schaden angerichtet.“ Rom 14 November, Morgens 8 Uhr meldet die deutsche Gewitter eine außerordentlich tiefes barometrisches Minimum von 720 mm über West-England an. In Folge dessen fanden an den West-Inseln orkanartige Winde statt, die sich über England und Frankreich ausbreiteten. Alle Zeitungen waren erfüllt von den Verichten über die Zerstörungen, welche die Stürme und Orkane bewirkt haben. Aber mehr der 10. noch der 11. November war ein kritischer Tag, dagegen war der 1. November ein kritischer Tag 2. Ordnung und der 15. November, ein kritischer Tag 1. Ordnung. Reiner von beiden Tagen kann für die Stürme am 10. und 11. November verantwortlich gemacht werden. Der 15. November, ein kritischer Tag 1. Ordnung, an dem sogar eine Windstille stattfand, ist ebenso wie sein Vorgänger, der 17. October, ohne jedes Unheil ganz ruhig vorübergegangen. Die Ergebnisse der jüngsten Zeit lehren uns daher, daß die kritischen Tage nicht zwei vorhergehenden und zwei folgenden kritischen Tagen sind, ohne daß Stürme oder Erdbeben stattgefunden haben, während ein außerordentlich heftiges Erdbeben und ein unerhört tiefes barometrisches Minimum an Tagen sich eingestellt haben, die unter keinen Umständen als kritisch im Sinne Falb's betrachtet werden können. Schon Dr. Stadthagen hat darauf aufmerksam gemacht, daß es vom Standpunkt der falschen Hypothese vollkommen unzulässig ist anzunehmen, die Wirkung der kritischen Tage könne sich auch 2 Tage vorher oder nachher geltend machen. Die Wirkung muß sich vielmehr genau auf den Tag, ja sogar auf bestimmte Stunden dieses Tages beschränken. Denn wenn wirklich ein Springfluth der Atmosphäre oder des ertbebenflüssigen Erdinneren die Ursache von Stürmen oder Erdbeben sein soll, so könnte diese Springfluth nur dann eintreten, wenn Sonne oder Mond oder beide kulminiren, d. h. sie könnte nur an solchen Orten sich geltend machen, über denen Sonne oder Mond den höchsten Stand erreicht haben, also Mittags oder Nachts 12 Uhr, und hier könnte man höchstens zugeben, daß die Wirkung sich schon um 10 Uhr und noch bis 2 Uhr geltend machen würde.

Nimmt man eine Zusammenstellung aller bekannt gewordenen Erdbeben zur Hand, wie sie für 20 Jahre der neueren Zeit von Professor C. W. E. Fuchs angefertigt worden ist (Statistik der Erdbeben von 1865—1885, Wien 1886), so wird man finden, daß nur wenige Tage eines Monats von Erdbeben frei zu sein scheinen. Bedenkt man aber, daß wir sichere Nachrichten von Erdbeben nur aus den Kulturländern erhalten, nicht aber aus den weiten unentwickelten Strecken im Innern der großen Continente und auch nicht aus den umgebenen Strecken, die das Meer bedeckt, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß der Ausbruch Alexander v. Humboldt's durchaus gerechtfertigt ist, der etwa so lautet: „Es vergeht kein Tag, an dem nicht die Erdrinde an irgend einer Stelle sich in ständiger Bewegung befindet. Unter solchen Verhältnissen haben die kritischen Tage für die Prophezeiung nicht den geringsten Werth, denn jeder Tag ist ein kritischer. Wer sich hängen an Urtheile bilden will über den wissenschaftlichen Werth oder vielmehr den Unwerth der falschen Hypothese, dem empfehle ich die kleine Schrift von Professor Hönes in Graz: „Die Erdbebentheorie Rudolf Falb's und ihre wissenschaftliche Grundlage“, Wien 1881. Hier ist die Hypothese nach allen Richtungen hin auf das Eingehendste geprüft, die falschen Zahlen und Rechnungen nachgerechnet und nach sorgfältigen Studien wird die Hypothese mit Thatfachen widerlegt. Als das Resultat dieser Studien stellt Hönes am Schluß seiner Arbeit den Satz auf: „Die falsche Erdbebentheorie ist eine haltlose, falsche Hypothese, ein wissenschaftlicher Nonsens.“ Gießen, 19. November 1891.

Dr. A. Streng,  
Professor für Geologie.

## Bemerktes.

— Zwangs. „Aber, Herr Korinthen, warum reiten Sie, der Millonard, in der dritten Klasse?“ „Dorum, weil kein Wagen dritter Klasse im Zuge ist.“  
— Die Affäre Hagen. Ein: Sag mir doch, Mama, wie sieht denn ein Engel aus? Mama: Ein Engel ist ein schönes Mädchen mit Flügeln. Ein: Ja, warum hat denn unsere Sonne keine Flügel? Papa sagt doch immer: Du siehst immer Engel zu ihr. Mama: So, dann wirst Du gleich sein, wie sie werden wird, wenn sie nach Hause kommt.  
— Die Affäre Zante. Papa: Welche Dir, Franzchen, die Herren Palen sind die geistlichen und die geordneten die römischen. Franzchen: Dann also hat Zante Bertha eine griechische Aale und einen römischen Hundel.